

PETER SEILS

Das Zweite Vatikanische Konzil und die Ökumene vor Ort Erinnerungen eines evangelischen Pfarrers

Zeitzeugenschaft hat ja damit zu tun, dass der Zeuge und sein Gegenstand gleichermaßen »in die Jahre« gekommen sind. Die Versuchung der Nostalgie und des unverbindlichen »Es war einmal« in anekdotischer Erzählform liegt also nahe. Dem kann und will ich mich nicht ganz entziehen. Dennoch bleiben ja doch jene Erinnerungen langzeithaft, die in ihrer Gegenwart prägenden Einfluss auf Wahrnehmung und Urteil hatten. So möchte ich Sie also freundlichst bitten, auch Ihr eigenes Abstraktionsvermögen über einige Anmerkungen meines Beitrags walten zu lassen.

»Konzilsrezeption« lässt ja zunächst dahinter zurückfragen, worin sich für einen Evangelischen (»Protestant« klingt mir immer etwas martialisch, sofern darunter nicht ohnehin das Bild eines Zeugen verstanden wird) – worin sich also die andere Konfession in der Erinnerung bewahrt. Meine Familie war gegen Kriegsende von Berlin nach Bayern »evakuiert«, die Mutter lebte mit drei Kindern auf einem Einödhof bei Kaufbeuren, und mein Einschulungstag 1946 begann damit, dass ich bei der feierlichen Begrüßung durch den Dorfschulmeister weder das Kreuzzeichen noch die richtige Handhaltung beim Gebet noch gar die vorgesehenen Formeln kannte – »Du bist ja blöd, du kannst nicht mal beten«, war mein erstes Schulzeugnis durch die Klassenkameraden, und konsequent wurde ich durch den Pfarrer persönlich von der Schülermesse am Ende des Vormittags dispensiert – ich hatte ohnehin fälschlicherweise nach dem »Gottesdienst« gefragt. Die Bäuerin hingegen tröstete mich, wie einen eine Mutter tröstet: »Der Herrgott wird schon wissen, was du für ein Bub bist«! Als wir ein halbes Jahr später in ein Dorf im Schwarzwald zogen, hatte meine Mutter zunächst Probleme, Brot zu besorgen – der Bäcker war katholisch, und anständige Ureinwohner backten deshalb ihr Brot lieber selber.

Dieses unüberbrückte Nebeneinander erhielt sich vor allem auch dadurch, dass mein Vater nach einer Romreise zur Verkündigung des letzten Dogmas im November 1950 gewissermaßen kontroverstheologisch aufgeladene Dia-Vorträge im halben Ländle hielt, in denen die Pracht, der Anspruch, die Selbstsicherheit der römischen Kirche in Gestalt von Pius XII. dominierten. Ich kann mich nicht erinnern, mit katholischen allerbesten Schulfreunden jemals über die Unterschiede des Glaubens oder auch nur des Religionsunterrichtes gesprochen zu haben. Daran änderte auch der Beginn des Theologiestudiums in Tübingen 1958 nichts. Zwischen Evangelischem Stift und Wilhelmsstift herrschte totale Sprachlosigkeit, zumindest unter den Studenten. Hingegen sahen wir mit großem Einverständnis, wenn katholische Studenten die Vorlesungen des neuen Stars in neutestamentlicher Theologie, Professor Ernst Käsemann, besuchten, und wir hielten diese scheinbare Rückendeckung gegenüber seinen pietistischen Kritikern für durchaus wünschenswert. Oder wenn diese katholischen Studienfreunde beim Kirchengeschichtler Hanns Rückert gelegentlich unmutig seufzten, wenn das Problem angesprochen wurde, ob denn eher Martin Luther oder Papst Leo X. die Spaltung der Kirche auf dem Gewissen hätte – da kam Leben ins Vorlesungsgeschehen. Dass wir während des Theologie-

studiums in Bonn als schwäbische Studenten mit Begeisterung einem jungen katholischen Dozenten über seine Vorträge zur mittelalterlichen Dogmengeschichte lauschten, sei aber doch erwähnt. Jener streckte schon früh den »Kopf heraus« – er hieß Joseph Ratzinger! Nicht umsonst spricht inzwischen ein neuer, deutscher Papst zu jedermanns Freude wieder deutlich von dringenden Schritten auf dem Weg zur Einheit der Christen. Meine Grundüberzeugung ist heute, ich erwähne es früh, dass Deutschland auf dem Weg ebenso vorangehen muss, wie es die Reformation der Kirche vor 500 Jahren als unumkehrbar in die Geschichte eingepägt hat.

Den Beginn des Zweiten Vatikanischen Konzils, der mit meinem Ersten Examen zusammenfiel, empfanden wir als einen interessanten Versuch einer innerkatholischen Neuorientierung, ohne uns dadurch selbst betroffen oder gar herausgefordert zu fühlen. Das änderte sich, jedenfalls für mich persönlich, elementar mit dem Antritt meiner ersten Pfarrstelle in Fellbach, wobei jedem Evangelischen in Württemberg bewusst ist, dass gleich nach Korntal Fellbach die heiligste Stadt im Lande ist, geprägt von einer segensreichen und Jahrhunderte bewährten pietistischen Frömmigkeit. Noch 1964, als ich dort Vikar wurde, hatte ich keinerlei Kontakte zur katholischen Kirchengemeinde. Drei Jahre später war dort eine überzeugend schöne moderne katholische Kirche erbaut, die zwar unglückseliger Weise »Maria Regina« geweiht wurde, in der Stadt Fellbach aber als Zeichen eines weltoffenen Katholizismus hoch angesehen war und ist. Entscheidend wurde aber, dass die Diözese gleichzeitig in ihre Diaspora drei junge Pfarrer installierte: Bernhard Winkler, Georg Egle und Erhard Zoller, die alsbald die ganze Weite ihrer kirchlichen Möglichkeiten dennoch ungeteilt lebten: Traditionsbewusst und bis in den Habitus priesterlich der eine, volkstümlich-verbandsorientiert der zweite, und mit Georg Egle, einem besonnenen, liebenswürdigen und freundlichen Mann von gewinnender Offenheit begann der Weg hin zur großen evangelischen Schwesterkirche – groß, Sie verstehen, natürlich in Fellbach! Die providentia dei hatte wie immer vorgesorgt: Gemeindeglieder beider Kirchen hatten, durch Vietnam- und Biafrakrieg bewegt, über die gemeinsame »Aktion 365« eine Basis geschaffen, die in einer diakonisch orientierten Stadt viele Bürger gewonnen hatte. Und auf dieser Basis, fernab diffiziler kirchenrechtlicher Problematik, erwuchs eine breite Bereitschaft, gemeinsam sich der Nöte der Welt anzunehmen. »Das Sein bestimmt das Bewusstsein« – Christen beider Konfessionen hatten mit diesem ansonsten durchaus eingeeengten Denkansatz keine Probleme, zusammenzuarbeiten und aus dem neu gewonnenen Bewusstsein gleicher Aufgabenstellung in der Welt das Sein ihrer Kirchen neu zu justieren. Sie trafen damit ganz gewiss ein zentrales Interesse der Konstitution *Gaudium et spes* des Zweiten Vaticanums. Der Geist des Christus wirkt gewöhnlich grenzüberschreitend!

Ich selbst hatte als junger Pfarrer einer neu geschaffenen dritten Pfarrstelle an der Lutherkirche den außerordentlichen Vorteil, in meinen Aufgaben noch wenig festgelegt zu sein. Meine drei katholischen Kollegen waren etwa gleich alt oder jung, und biographische Bezüge sind ja in geistlichen Dingen höchst wirksam. Zugleich spürten jene Gemeindeglieder einen frischen Wind in der Kirche (Geist Gottes wird ja oft als Wind dargestellt), die bisher unter der Trennung geradezu existenziell zu leiden hatten: »Mischehepaare«, deren Ehe unter dem Verdikt der Exkommunikation, der Unsicherheit bei Fragen der Kindertaufe litten, wobei der Friede ganzer Generationen gestört war. Es bildete sich ein Mischehekreis aus Menschen verschiedenster Herkunft: Lehrer, Ärzte, Kaufleute, Weingärtner – er wurde die Keimzelle einer umfassend interessierten Gruppe zweier Konfessionen – wobei weiterhin der Begriff »Ökumene« nicht führend war. Noch immer dominierte das Interesse, offen über »den anderen« informiert zu werden. Im Mai 1968 – was für ein historisches Datum! – fand die erste öffentliche Veranstaltung beider Konfessionen statt unter dem Thema *An der anderen Kirche fällt mir*

auf... Der Titel war so beeindruckend neu und augenscheinlich der Ehrlichkeit verpflichtet, dass sich zu den etwa fünfhundert Teilnehmern der Süddeutsche Rundfunk anmeldete und alsbald das »Fellbacher Modell« ökumenischer Gespräche geboren war. Beeindruckend für alle Beteiligten war, dass dieses »Am anderen ...« ausschließlich positiv, von Verständniswillen und offenem Interesse getragen war, dass keinerlei abwertende Urteile getroffen oder die Heilung alter Verletzungen eingeklagt wurden. Es war ein Glücksfall, dass durch das Engagement von Menschen die Ökumene eingefordert wurde, die sich lieben, ohne dafür die Autorisierung kirchlicher Instanzen zu benötigen. Wir haben dies als eine angemessene Bestätigung sowohl reformatorischer Einsichten als auch der Intentionen von *Lumen gentium* verstanden. Die Öffnung der Grenzen zwischen den Konfessionen, wie sie im Zweiten Vatikanischen Konzil gesucht wurde, war eindrucksvoll durch das Interesse und die menschliche Lebenswirklichkeit derer bestätigt, die bereits konfessionell zusammen oder, wie man künftig sagte, konfessionsverbunden lebten.

Die vertiefenden Gespräche über die jeweils »anderen« ließen sehr bald den Wunsch nach gemeinsamen Gottesdiensten entstehen. Für uns Evangelische war die Bedeutung des Gottesdienstes, die Schönheit und Würde der Liturgie, die weltweite Verständlichkeit gottesdienstlicher Formen ein völlig neues Erlebnis, wie überhaupt die selbstverständliche Teilnahme katholischer Christen an Leben und Ausdruck ihres Glaubens eine gänzlich neue Erfahrung im Vergleich zur so genannten evangelischen Freiheit auch in diesen Dingen wurde. Glauben mitten im Leben mit allen Sinnen zu feiern, war für uns ohnehin liturgisch unterernährte Evangelische in Württemberg gewissermaßen eine neue Geburt kirchlichen Bewusstseins. Was Kirche im Leben des Menschen und eines ganzen Volkes sein kann und soll, haben wir ohne jeden Zweifel durch diese Begegnungen mit der katholischen Kirche neu gelernt. Wichtig für unsere reformatorische Tradition wurde aufs Neue die gemeinsame Sprache. Die Wiederentdeckung biblischer Texte in der katholischen Kirche, die (leider so genannte) Einheitsübersetzung, die ja nicht die grandiose Schönheit der »Lutherbibel« verdrängt hat, oder die endlich gemeinsam zu sprechenden Hymnen von Vaterunser und Glaubensbekenntnis haben eine Vielfalt von Begegnungen selbstverständlich werden lassen: Man kann miteinander reden und nicht nur in den Tönen von Taizé sogar miteinander in Harmonie singen.

Vor allem die eucharistische Feier der Messe im Unterschied zum oberdeutschen nüchternen »Predigtgottesdienst mit anschließendem Abendmahl« wurde uns neu oder sogar wohl erstmals bewusst, und so entwickelte sich aus den Gesprächen schnell der Wunsch nach gemeinsamen eucharistischen Gottesdiensten. Hier wurde uns ein unvergessen verdienstvoller und geistlich bedeutender Wegbegleiter Domdekan Alfred Weitmann aus Rottenburg, der die Fellbacher Initiativen achtsam und fördernd, zugleich aber auch zurückhaltend hinsichtlich seiner eigenen Einschätzung der Fortschritte begleitete. Von ihm bestärkt, setzten Mitglieder des Mischehekreises in einer engagierten Diskussion mit dem anfänglich widerstrebenden evangelischen Kirchengemeinderat durch, dass 1969 ein erster ökumenischer Gottesdienst »mit Abendmahls- und Eucharistiefeyer« in zwei Gruppen parallel am gleichen Altar gefeiert werden konnte. Die Texte dazu waren dem so genannten »Denkendorfer Modell« einer Arbeitsgruppe von theologischen »Fachleuten« zu verdanken, die eine Verbindung von Messe und württembergischem Gottesdienst angeregt und damit in vielen Gemeinden Zustimmung gefunden hatten. Es wurde beschlossen, diese Gottesdienste in allen evangelischen und katholischen Kirchen der Stadt kontinuierlich zu feiern, am großen Heimatfest, dem »Fellbacher Herbst«, bis heute in der Form dieser doppelten Abendmahlsfeier. Sie ist offenbar so »sakrosankt« durch ihre lange Tradition, dass sie im Unterschied zu vielen anderen

ähnlichen Versuchen auch in meiner nächsten Gemeinde Rottenburg am Neckar, näher am Bischof, nicht aufgehoben ist.

Ich muss in größeren Schritten, auch der beschworenen Nostalgie halber, vorangehen. Wesentliche Weiterarbeit mit Domdekan Weitmann betraf das Motu proprio *Matrimonia mixta* von Papst Paul VI., wobei wir hartnäckig und erfolglos eine weniger missverständliche Formulierung der Verpflichtung des katholischen Ehepartners zur Weitergabe seines Glaubens forderten. Fortan wurde selbstverständlich, dass zur Vermeidung von Unklarheiten Traugespräche nur in trauter Zweisamkeit mit beiden Pfarrern geführt wurden. Ein beständiges Problem wurde dabei die offenbare Dominanz der Großeltern bei Fragen der Taufkonfession. In Fellbach führten wir daher »ökumenische Tauffeiern« ein, wobei in jeweils einer Kirche der anders-konfessionelle Pfarrer die Taufansprache für meist mehrere Taufkinder hielt. Ein spezieller Erfolg dieser Tauffeiern sei nicht unterschlagen: Gemeindeglieder, die nach neun Jahren ihren zweiten Buben taufen ließen, begründeten die Geburt dieses Kindes damit, dass sie jetzt doch gewusst hätten, wie sie ihn taufen lassen könnten.

Ich bin dankbar, dass der ökumenische Gedanke in einer zuvor so stark konfessionell geprägten Stadt wie Fellbach bis heute Früchte trägt und voran kommt, wie sich an der frühen Gründung einer örtlichen ACK zeigt, ebenso an einer Vielzahl ökumenischer Gottesdienste, Vorträge, gemeinsamer KGR-Sitzungen, vor allem aber auch einer problemlosen alternierenden Vertretung gegenüber der Stadtverwaltung im Auftrag beider Kirchen, seit jenen frühen Jahren.

Ich wurde 1976 Pfarrer in Rottenburg, möglicherweise wegen gewissen Vertrauens dort auch auf bischöflicher Seite. Beim Antrittsbesuch versprach der hochverehrte Bischof Georg Moser meiner Frau: »Frau Pfarrer, wenn Sie einen Kummer in Rottenburg haben – kommen Sie zu mir, wir werden einen Weg finden!« Immerhin, da die Würzburger Synode 1975 schon stattgefunden hatte, wurden ökumenische Initiativen fortan eher davon abhängig, wie sehr ihnen die Zustimmung des Bischofs im Zweifelsfall zukam – und Zweifelsfälle wurden in Rottenburg schnell publik, etwa lang bewährte ökumenische Weihnachtsgottesdienste, an denen überraschend Zweifel angemeldet wurden, gegen die sich die Gemeinden nicht durchsetzen konnten. (Das bemerkenswerte Schreiben *Dominus Iesus* des Kardinals Ratzinger mit seiner offenen Aufforderung der Meldung von Gemeinde-Unbotmäßigkeiten stellt für viele unter uns eine harte Prüfung dar!) Jubiläumsfeiern für den Täufer-Theologen Michael Sattler, in Rottenburg 1527 hingerichtet, wurden ohne Vertreter der Stadt durchgeführt, deren Rathaus sich ja unmittelbar unter dem Ordinariat befindet. Inzwischen ist für Sattler ein Gedenkstein errichtet, eine posthume Freude gewissermaßen. Eine Art Kulturkampf entwickelte sich, als die katholische Schulstiftung ihre Grund- um eine Hauptschule erweitern wollte. Zu meinem Dienstbeginn hatte die Leiterin der Realschule St. Klara, Schwester Irmengardis Gebhardt selig, mich mit sechs Stunden Religionsunterricht installiert und dies für meine Frau auf sämtliche sechs Schuljahre ausgeweitet – nie haben wir bessere Bedingungen dafür gefunden. Die staatliche Hauptschule hingegen drohte nun zu einer Minderheitenveranstaltung für »evangelische Türken« reduziert zu werden, weswegen der evangelische Kirchengemeinderat öffentlich Einspruch erhob. Der konfessionelle Krach mit dem zuständigen Domkapitular wurde nur dadurch eingedämmt, dass in jenen Tagen nach der großen Diözesansynode Bischof Georg Moser zu Tode erkrankte und noch durch sein Sterben dazu beitrug, dass entstandene Spannungen beigelegt wurden. Meine Frau und ich haben ihm im Stuttgarter Marienhospital eben diesen von ihm angemahnten »Kummer« vortragen können. Weiterhin bin ich aber der Überzeugung, dass in unserer Zeit und unserem Kulturkreis die Kirchen verstärkt Mitarbeit mit anderen öffentlichen oder privaten Initiativen und weniger konfessionell bestimmte Interessen

verfolgen sollten, die notwendigerweise zu Konkurrenz, Missverständnis, Ärger oder gar Feindschaft führen werden. Andere Mitarbeiter im Ordinariat, namentlich Karl Schneiderhan, wurden zu initiativen und zuverlässigen Partnern, etwa wenn wir gegenseitige Mitteilungen über konfessionsverschiedene Trauungen, über Taufen in der je anderen Konfession oder auch bei derlei Unterlassungen austauschten, um annähernd verlässliche Statistiken zu erhalten. Hier lag aber nahezu alles an der Frage des persönlichen Interesses und der persönlichen Beziehungen der Beteiligten zueinander. Beindruckt hat mich eine klassische Formulierung meines verehrten ersten Dompfarrers Hagel, als wir über das Problem des eucharistischen Miteinanders ein Seminar hielten. Er meinte, wenn es darum ginge, dass er nur mit Gläubigen feiern dürfe, die den selben Glauben mit ihm teilten, »so würde ich manchen Sonntag ziemlich allein am Altar stehen«. Dompfarrer Hagel, aufrecht und lebenserfahren, hat mich damit häufig getröstet! Als bei der Einsetzung von Weihbischof Franz Josef Kuhnle die Frage auftauchte, ob die Frau des evangelischen Pfarrers bei den »Würdenträgern« im Chorgestühl des Domes sitzen dürfte, entschied der Weihbischof: »Wenn jemand etwas dagegen hat, setze ich sie direkt neben mich!«

Lassen Sie mich, im biographischen Ablauf gegen Ende meines Pfarrerlebens, einige Erfahrungen aus meiner Zeit als Dekan von 1990 bis 2002 in Biberach erinnern. Wer 14 Jahre in Rottenburg evangelischer Pfarrer war, ist außer für die Diaspora nicht mehr sinnvoll verwendungsfähig. Die Weltläufigkeit, die Volksnähe, die selbstverständlichen Beziehungen zu allen öffentlichen Gremien, die liturgische Kompetenz meiner großen Schwesterkirche öffnet uns Evangelischen einen neuen und schönen Horizont, und nirgendwo wie im Biberacher Kirchenbezirk, der in meiner Landeskirche am stärksten von der Diaspora geprägt ist, habe ich so viel wahre Freundschaft zwischen den Konfessionen erlebt, entsprechend dem zisterziensischen Motto *Porta patet – cor majus*. Dies konnte ich besonders bei den älteren katholischen Pfarrerkollegen dankbar feststellen, die ja, anders als ihre (und meine!) jüngeren Kollegen, die vorkonziliare Zeit erfahren hatten und entsprechend die möglichen Kontakte offen suchten. Das hat nichts mit dem Schulterklopfen des großen Bruders zum kleinen zu tun, sondern mit der Überzeugung einer ursprünglichen synthetischen Einheit einer transzendentalen Apperzeption aller Christen, um es mit Kant zu sagen. 458 Jahre besteht inzwischen das Simultaneum in Biberach, auf dem Altar der Stadtpfarrkirche liegt eine von den Bischöfen zweier Konfessionen gemeinsam unterschriebene Bibel. Wir feiern auf dem »heiligen« Bussen ökumenischen Eucharistiegottesdienst mit den Landfrauen, in den Kreiskrankenhäusern empfangen Christen selbstverständlich das Abendmahl von den Pfarrern »beiderlei Gestalt«. Vor zwei Jahren führte eine »Ökumenische Pilgerfahrt des Landkreises Biberach« 360 Christen zu den Gräbern der Apostel nach Rom, geleitet durch Kreisdekan Hermann Riedle und mich in Verbindung und Mitverantwortung des Landrates, und wir feierten ökumenische Gottesdienste in den Papstkirchen San Giovanni im Lateran und St. Paul vor den Mauern, wobei uns Kardinal Kasper, »mein« letzter Bischof von Rottenburg, außergewöhnlich herzlich und freimütig begleitete. Dass er Deutscher ist, sei ihm besonders wichtig, weil er hier gelernt habe, dass man 450 Jahre gemeinsam leben könne – und dass er Ortsbischof war, helfe ihm sehr, die Bedürfnisse und Hoffnungen der Menschen zu verstehen. Wir tragen heute als Biberacher mit unserer ökumenischen Erfahrung in guter wie schwieriger Zeit eine hohe Verantwortung für die Weitergabe des Glaubens, dass christlicher Glaube immer den Impetus der Einheit mit sich trägt, weil er sich nicht auf die eigene Tradition, sondern auf die Einheit der Person Jesu Christi gründet. Darum auch haben wir Biberacher, wie ich es nenne, einen Exportartikel besonderer Art in Richtung unserer fünf Partnerstädte in Europa: Wir exportieren ökumenische Verbundenheit nach Frankreich und Italien, England und Polen, in Länder, wo

Ökumene noch immer ein Unwort oder eine Pflanze mit wenig Wurzeln ist. Im polnisch-schlesisch-deutschen Niederschlesien erleben wir in unseren Partnerstädten Schweidnitz und Jauer erste Versuche ökumenischer Nähe auf gleicher Augenhöhe in jenen Kirchen, die nach dem Dreißigjährigen Krieg von den Habsburger Kaisern den verbliebenen Protestanten zugestanden und damit »Friedenskirchen« genannt wurden, die heute zum Weltkulturerbe gehören und Vorboten eines Europa werden könnten, das nicht mehr durch politische Grenzen getrennt sein soll – wie anders sollte es zusammenwachsen, wenn nicht durch die Besinnung auf den gemeinsamen Glauben an den ungeteilten Herrn Jesus Christus. Welche andere als eine solche ökumenische Perspektive könnten wir heute als Christen hoffen, und ich sehe es als eine besondere Weisheit der göttlichen Providentia, dass auf einen polnischen ausgerechnet ein deutscher Papst folgen durfte. Jeder rechte Evangelische sollte sich unter dieser Perspektive darüber freuen!!

Meinem Freund Hermann Riedle, bisher Kreisdekan in Biberach und nun ins ferne Ravensburg berufen, widme ich meinen abschließenden Gedanken einer Zeugenschaft der Zeit und des Zeitgemäßen. Er stellte in der Evangelischen Bezirkssynode vor sieben Jahren die neuen Seelsorgeeinheiten vor, die ihn ja nun selbst ereilt haben, und sagte damals: »Ich freue mich auf die Zeit, wenn wir im Gottesdienst abkündigen werden: Am kommenden Sonntag treffen wir uns gemeinsam zum Gottesdienst in der katholischen Kirche, und in zwei Wochen wieder in der evangelischen.« Er wurde in Biberach verabschiedet mit dem Ehrentitel eines fröhlichen Propheten!